



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

von Gottberg: Latifundia Romam perdidere

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Latifundia Romam perdidere

Don Regierungsrat von Gottberg-Bromberg



Die Ähnlichkeit der römischen und der preußisch-deutschen Geschichte hat schon oft Anlaß zu politischen Vergleichen gegeben. Im folgenden wollen wir gewisse volkswirtschaftliche Analogien betrachten.

„Die ersten dreißig Jahre des zweiten Jahrhunderts v. Chr. (Niederwerfung Karthagos in der Schlacht bei Zama 202 v. Chr.) bildeten für Italien eine jener glücklichen Epochen, wo auch einer, der mit wenig Kapital anfängt, ein Vermögen erwerben kann, weil Produktion und Konsum mächtig und zu gleicher Zeit sich steigern, wo es Arbeit in Fülle und mühelosen, reichen Verdienst gibt, wo sich leicht, schnell und in hohem Maße die Ansammlung von Kapital vollzieht.“ (Guglielmo Ferrero: „Größe und Niedergang Roms“.) Auch Gründerjahre, wie bei uns nach dem französischen Kriege, und Spekulationen in ländlichem und städtischem Grundbesitz fehlten nicht. Vor allem aber hob sich das eigentlich kaufmännische und überseeische Geschäftsleben. Dieses stand in einem Zusammenhange mit dem Staat und dem Staatsleben, wie er uns heute schwer verständlich ist. Infolge des Fehlens jeder fest angestellten und besoldeten Beamtschaft blieben überaus viele Aufgaben, die wir heute als unbedingt staatliche ansehen, der Privatunternehmung überlassen. Fiskalische Regieverwaltungen scheint es fast gar nicht gegeben zu haben; selbst Steuerveranlagung und -erhebung (in den Provinzen, Italien selbst wurde bald steuerfrei) spielte sich zum großen Teil im Rahmen privater Unternehmung ab. Es soll damals in Rom so viele Staatslieferanten und Lieferungs-gesellschaften gegeben haben, daß man beinahe sagen konnte, alle römischen Bürger hätten an diesem Geschäftszweige teilgenommen. Rom muß damals von einem Taumel nach Geld und Besitz ergriffen gewesen sein. Man muß sich vor Augen halten, daß im Altertum die Erschließung eines neuen Landes durch seine Eroberung vollkommen der heutigen Erschließung durch die modernen Verkehrsmittel entsprach. Dem eindringenden römischen Heere folgte der römische Kaufmann auf dem Fuße; er versorgte das Heer mit allem Nötigen, kaufte die Kriegsgefangenen als Sklaven auf, erhandelte die Beute und übernahm gleich Pachtungen von Steuern,

Domänen, Minen und anderem Staatseigentum, das dem besiegten Staate oder Fürsten abgenommen war. So bedeutete jeder siegreiche Feldzug damals eine neue Hochkonjunktur.

Dieser politisch-mercantile Aufstieg hatte eine sehr lange Dauer; er währte mit Unterbrechungen bis zur Begründung der Alleinherrschaft des Augustus, also über anderthalb Jahrhunderte. Daß er dann nachließ, hatte seine Gründe darin, daß erst der römische Stamm sich verzehrte und verschwand, dann der latinische und endlich das ganze italische Volk. Schon seit dem Jahre 200 v. Chr. begann die Wanderung des Landvolks nach Rom und von da nach den überseeischen Gebieten. Von den kleinen Leuten verkauften viele den Acker ihrer Väter und erstanden dafür ein Schiff. Der Blick richtete sich nach Rom, wo es ungeahnt viel zu verdienen gab, und dann in die weitere Ferne. So viele Leute zogen vom Lande in die Hauptstadt, daß die latinischen Städte darüber beim Senat Klage führten. Während die Weltstadt wuchs und die Preise des städtischen Grundbesitzes gewaltig in die Höhe gingen (Cicero kaufte ein Wohnhaus auf dem Palatin für $3\frac{1}{2}$ Mill. Sesterzen = etwa 700 000 Mark), trat eine Entwertung des ländlichen Bodens ein. Bereits nach der Zerstörung der Handelsrivalen Karthago und Korinth (146 v. Chr.) geriet die Landwirtschaft in eine schwere Krise, die alsbald zum Untergang der Getreide- (vereinigten Getreide- und Vieh-) Wirtschaft und späterhin zum Verschwinden des Mittelstandes und seiner Ersetzung durch eine ausländische Sklavenschaft führte.

Für diesen Umschwung ist ein Wort bezeichnend, das in einer sehr viel späteren, bereits abgeklärten Zeit, nämlich um das Jahr 100 n. Chr., der römische Schriftsteller Plinius (Nat. hist. 18, 35) geschrieben hat: „Modum agri inprimis servandum antiqui putavere . . . Verumque confidentibus, latifundia perdidere Italiam.“ „Daß vor allem ein gewisses Maß im Landbesitz einzuhalten sei, haben die Vorfahren als notwendig angesehen. . . . Und für Einsichtige (ist es) zweifellos, die Großgüter haben Italien zugrunde gerichtet.“ Dies Wort wird heute gern übertragen, einerseits auf unsere modernen Verhältnisse, anderseits auf das persönlich-politische Gebiet, und aus dieser Übertragung heraus ungefähr in dem Sinne gebraucht, daß der Rittergutsbesitzer die Quelle alles Übels sei. Wir wollen nun hier von Parteipolitik absehen, aber — die einmal angeschnittene Parallele zwischen dem altrömischen und dem preußisch-deutschen Staate weiter verfolgend — uns fragen, ob die in dem altrömischen Satze anscheinend ausgesprochene Beurteilung des ländlichen Großbesitzes vor den Tatsachen und der Geschichte zu Recht besteht.

Diejenige Landverteilung, die wir heute noch im wesentlichen in Ostelbien haben, besteht seit jener Zeit des Mittelalters, als die Deutschen, über die Elbe nach Osten zurückflutend, bis nach Ostpreußen, ja bis nach Livland und Estland ihre siegreichen Waffen und ihre höhere Kultur trugen. Selbst die Landes-kulturgesetzgebung, welche Anfang des vorigen Jahrhunderts einsetzte, hat so sehr wesentliche Änderungen nicht gebracht, da sie die Städte und königlichen

(d. h. fast alle größeren) Dörfer unberührt ließ und nur das Verhältnis zwischen den Rittergütern und ihren sogenannten adligen Bauerndörfern verschob. In dieser Besitzverteilung hat sich nun aber der ostelbisch-preußische Staat, seitdem er eben aus einem Reichsfürstentum ein Staat wurde, d. h. etwa seit Friedrich Wilhelm dem Ersten, allen an seine Volkskraft herantretenden Proben gewachsen gezeigt. Friedrich der Große hat mit seinem Bestande an Rittergutsbesitzern und Bauern halb Europa die Spitze geboten und in den Kriegen 1813 bis 1815 ist die Befreiung vom napoleonischen Joch und dann wieder 1866 und 1871 die deutsche Einheit erkämpft worden. Die Unglücksjahre 1806 und 1807 erscheinen vom heutigen Standpunkte aus nur wie eine vorübergehende Schwäche, vergleichbar derjenigen des römischen Staates beim Einbruch Hannibals in Italien (218/16). Wir fragen uns also vergeblich, worin die wirtschaftspolitische Schädlichkeit des ländlichen Großbesitzes in den hundertunddreißig Jahren, die zwischen dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen und der Schlacht von Sedan liegen, bestanden haben sollte.

Aber die römische Geschichte selbst gibt zu Zweifeln Anlaß. Italien wurde in dem Jahrhundert 366 bis 266 von dem lokalen Agrarstaat Rom erobert, aufgeteilt und kolonisiert. Dabei hat es neben der Bildung mächtiger, latinischer Gemeindefolonien auch an Ansätzen zur Bildung von Großbesitz nicht gefehlt (Mommsen, Röm. Gesch. I S. 188 u. 443). Und doch gilt die Zeit von 264 bis 133 als die Blütezeit der Republik, und die innere Kraft, mit der sich Rom des mächtigen Karthago erwehrt und es 202 bei Zama niederschlug, wird noch heute allgemein bewundert.

An sich kann also das Bestehen ländlichen Großbesitzes unmöglich eine staatliche Gefahr sein. Dazu kommt noch, daß, bei uns wenigstens, der größere Besitzer nachweislich der Lehrer und Führer auf allen Gebieten der technischen Bervollkommnung des landwirtschaftlichen Betriebes gewesen ist und ist, und daß er notwendig ist als Träger der Selbstverwaltung in Kreis und Provinz. Nun kann man allerdings sagen, nur das Übermaß sei schädlich, und gewiß kommt man damit der Wahrheit näher. Aber so recht befriedigend ist auch diese Erklärung nicht; denn in dem politisch doch von jeher sehr kräftigen Ostelbien hat es ja von jeher auch fast ein Übermaß von Großbesitz gegeben. Die Gründe müssen also anderer, mehr innerlicher Natur sein.

* * *

Die Urform einer bäuerlichen Gutswirtschaft hat darin ihr Gepräge, daß sie sozusagen eine kleine Volkswirtschaft in sich ist. Die Vielseitigkeit der Produktion befriedigt den ganzen primitiven Bedarf der Familie und ihres Gefindes an Wohnung, Nahrung und Kleidung. Daher gibt es in den ältesten sowohl römischen wie germanischen Zeiten kein Geld. Tacitus sagt von den alten Germanen: „Argentum et aurum propitiine an irati dii negaverint, dubito.“

„Ob die Götter in ihrer Gnade oder in ihrem Zorn ihnen Silber und Gold versagt haben, möchte ich nicht entscheiden.“ Der räumlichen und wirtschaftlichen Isolierung entspringt ein fest gefügtes Familienleben. Der alt-römische und — in etwas milderer Form — auch der alt-germanische Familienvater hat Gewalt über Leben und Tod, Freiheit und Besitz seiner Angehörigen und seines Gefindes, und nur durch das stete innige Zusammenleben werden diese urwüchsigten, wüchtigen Rechte gemildert. Der Kindersegen ist erwünscht, da den vermehrten Arbeitskräften im allgemeinen auch eine größere Ergiebigkeit des Bodens zu entsprechen vermag, um so mehr, als bei der meist noch schwachen Besiedlung Land übergenuß zu haben ist. „Menschen sind der eigentliche Reichtum“ (Friedrich d. Gr.). Ganze Völker, — z. B. die Sachsen bis zur Zeit Karls des Großen — leben so Jahrhunderte hindurch in beschaulicher Weise, soweit sie nicht durch Kriegsgefahr aufgeschreckt werden. Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß eine solche, sich selbst genügende Getreide- und Viehwirtschaft der Volkskraft ungemein dienlich und aller Nationalität Keim und Kern ist.

Das Familienleben, die natürliche Abhängigkeit der Kinder von den Eltern, wird nun in diesen ältesten Zeiten das gegebene Vorbild aller sich bildenden menschlichen Ordnung. Das Verhältnis des Familienvaters zum Gefinde, des Königs zum Volksgenossen ist ein herrschaftlich-väterliches. Es beruht auf Unterordnung der ganzen Person für das ganze Leben. Gute menschliche Eigenschaften, wie Frömmigkeit, Anhänglichkeit, Treue, Autoritätsglaube, finden ihren Nährboden. Plusque ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges. (Tacitus, Germ. cap. 19.)

Auf der anderen Seite allerdings fehlt alles Streben nach Verbesserung der Lebenslage, wie es uns Tolstoi hinsichtlich des russischen Bauern geschildert hat. Die tägliche enge Berührung mit der Natur läßt das Leben — vom Standpunkt des hochzivilisierten Menschen — fast wie ein Vegetieren erscheinen. Die Familie lebt in Trägheit dahin, besonders die Männer („ipsi hebent“), und gearbeitet wird nur so viel, daß man seine „Nahrung“ hat.

Ein Wandel tritt, wie überall, mit eintretender Differenzierung ein. Die Bedürfnisse werden größer, die, insbesondere zur Kleidung selbstgewonnenen Produkte, wie Linnen, Wolle und Leder, werden nicht mehr selbst verarbeitet oder genügen nicht mehr. Daher wird ein Teil der Produktion verkauft und die Wirtschaft beginnt in eine gewisse Abhängigkeit vom Markt zu geraten. Dieser Prozeß greift immer weiter um sich; Schulden werden gemacht, die früher vielseitige Produktion nimmt immer einseitigere Formen an (z. B. nur Vieh- oder nur Getreidewirtschaft, Wirtschaft ohne Bau- und Brennmaterial oder ohne Flachsbau und ohne Schafzucht) und richtet sich immer mehr nach der Konjunktur des Marktes. Während die Urform der Wirtschaft eine Ein- und Ausfuhr kaum kannte, wird schließlich fast der ganze menschliche Bedarf eingeführt und nur einige wenige Fabrikate ausgeführt: die Landwirtschaft wird damit selbst unmerklich zur Industrie und zum kapitalistischen Betriebe.

Ermöglicht wird dieser Vorgang erst durch das Eintreten des Geldes in die Geschichte. Indem das Geld allgemeiner Tauschfaktor und Machttträger wird, räumt es auf mit einem großen Teil der Abhängigkeitsbeziehungen, die früher dem väterlichen Verhältnis nachgebildet waren. Aus Herrschaft und Gesinde werden Arbeitgeber und -nehmer, aus dem persönlich-untertänigen Bande wird ein sachlich-wirtschaftliches. Die persönlichen Autoritäten des früheren sozialen Lebens treten zurück und das unpersönliche Geld tritt an ihre Stelle. Die in fabrikmäßige Bahnen einlenkende Landwirtschaft kennt kein Band persönlicher oder gemüthlicher Färbung mehr, sondern ist, wie ein Hochofen oder eine Papierfabrik, nur noch Geldherstellungswerkzeug.

Groß sind die materiellen Erfolge dieser Entwicklung. Der Übergang von der patriarchalisch-persönlichen Gebundenheit zur sachlich-wirtschaftlichen Freiheit bewirkt die höchste Blüte und Entfaltung aller Kräfte. Aber schon trägt sie den Keim späterer Zerfetzung und Auflösung in sich. Es leidet das Familienleben, die Heiligkeit der Ehe und die Ehrfurcht vor Eltern und Obrigkeit. Kinder werden eine wirtschaftliche Last. Es leidet die in der Urzeit angeammelte körperliche und ethische Kraft des Menschen. Wurde früher der menschliche Geist innerhalb der vorhandenen Vielseitigkeit der Natur fortwährend auf neue Gebiete abgelenkt, so beginnt jetzt eine nervenzerreibende, intensive Anspannung in immer gleichbleibender einseitiger Richtung.

Diese nunmehr genugsam gekennzeichnete Wandlung hat das alte Italien in vollstem Maße durchgemacht.

Eigentliche landwirtschaftliche Großbetriebe, das heißt solche mit planmäßiger, einheitlich organisierter Oberleitung, hat es in der älteren römischen Geschichte und zur Zeit des älteren römischen Adels (des Landadels oder Patriziats) nicht gegeben. „Eine eigentliche Großwirtschaft, gestützt auf einen ansehnlichen Sklavenstand, wie wir sie später in Rom finden, kann für diese Zeit nicht angenommen werden“ (Mommsen I, S. 188). Wer damals viel Land hatte, besaß damit nichts anderes, als eine Summe von Kleinbetrieben. Der Patriziat war ein auf dem Lande wohnender Bauernadel, Rom zu seiner Zeit lediglich ein Markt- und Tempelflecken, Hauptort eines Bauernstaates von wenigen Quadratmeilen Größe. Selbst zur Zeit der Aufhebung des Patriziats beziehungsweise der Abschaffung seiner Vorrechte (367 v. Chr. durch die Licinisch-Sextischen Gesetze) hatte das römische Gebiet erst die Größe von ein bis zwei heutigen preußischen Kreisen erreicht. Wie sehr alles noch in der reinsten Naturalwirtschaft steckte, ist daraus zu ersehen, daß in Rom bis etwa zum Jahre 450 v. Chr. überhaupt nicht gemünzt wurde und als Tauschmittel anfangs das Vieh (*pecunia*), später Kupfer nach dem Gewicht diente. Erst im Jahre 268 v. Chr. wurden die ersten Silbermünzen geprägt. Daß solche primitiven Zustände einen Großbetrieb ausschließen, liegt auf der Hand, und völlig verkehrt und auf einen Anachronismus zurückzuführen ist daher die landläufige Vorstellung, das Wort *Latifundia Romam perdidere* beziehe sich auf den Großbesitz des

alten römischen Landadels. Patrizier-Latifundien, die aber von immerhin recht bescheidener Ausdehnung gewesen sein müssen, hat es wohl gegeben; sie sind aber zweifellos lediglich aus der ursprünglichen (sowohl wirtschaftlichen wie politischen) Realgenossenschaft der patrizischen Großbauern entstanden, die anscheinend ursprünglich allein die politischen Rechte besaßen (wie noch unsere Bauern nach der bis 1892 geltenden Landgemeindeordnung); und so hatten sie auch das Weideland der Gemeinde okkupiert, das wahrscheinlich, wie auch später bei deutschen Dörfern und Landstädten, an der äußeren Grenze des Gebietes lag und das anfänglich, so lange die Bevölkerung gering war, wenig Wert für die ärmeren und viehlosen Bürger gehabt haben mag. Dies angemachte Vorrecht der Patrizier auf den *ager publicus* wurde dann aber nach langen Parteikämpfen durch die Licinischen Gesetze (367) aufgehoben und jeder römische Bürger sollte fortan Anteil an dem Gemeindeland haben, keiner aber mehr als fünfhundert Jugera (= Morgen) besitzen. Gleichzeitig mit den Vorrechten des Patriziats selbst wurde also die alte, ziemlich unschuldige Form des Großbesitzes beseitigt und nie hätten die Latifundien ihre spätere Berühmtheit erlangt, wenn sie nicht, rund drei Jahrhunderte später, unter ganz anderen Verhältnissen wieder erstanden wären.

Denn als ungefähr der Höhepunkt des merkantilen Aufschwunges erreicht war, das heißt nach dem Jahre 140 v. Chr., verschwand die freie und bodenständige Bevölkerung und mit ihr die vereinigte Getreide- und Viehwirtschaft, die immer die kraftvolle Urform aller Land- und Volkswirtschaft bleiben wird. An ihre Stelle traten teils große Weidewirtschaften mit (ausländischen) Sklaven als Hirten, teils Gartenwirtschaften, in denen man Wein- und Ölbaumzucht trieb. Aber auch in den letzteren wieder besorgten (ausländische) Sklaven das Einerten in Akkord und im Dienst eines Sklavenhalters. Wir hören aus dieser Zeit gleichzeitig von einer Blüte (an Weinreben, Plantagen) und einer Verödung (an Menschen) des platten Landes. Es war eben in manchen Gegenden dasjenige in vollstem Maße eingetreten, was heute mit dem Namen „Urbanisierung“ bezeichnet wird; die Gegenden des gartenmäßigen Anbaues (vor allem Campanien) waren mit den Villen der römischen Großen dicht besetzt; das Land war ohne das Erholungsbedürfnis und den Luxus der Großstädter nicht mehr zu denken; es war nur noch ein Anhängsel der Stadt.

Im Zusammenhange nämlich mit dem Fortströmen der ländlichen Bevölkerung, mit dem Heranströmen des kolonialen Getreides und der gleichzeitig wegen des Fehlens von Zöllen eintretenden Bodenentwertung hatten die vornehmen Städter das gesetzliche Recht erlangt, die Bauernhöfe auszukaufen. Das führte nun (nach Mommsen) zu einem Feldzuge des Kapitals gegen die Bauernwirtschaften, mit dem verglichen alles das mild und menschlich erschien, was die Patrizier vor dreihundert Jahren an den Plebejern gesündigt haben mochten. „Die Kapitalisten liehen nicht mehr an den Bauer auf Zinsen aus, was an sich schon nicht anging, da der Kleinbesitzer keinen Über-

schuß von Belang mehr erzielte, . . . sondern sie kauften die Bauernstellen auf und verwandelten sie im besten Fall in Meierhöfe mit Sklavenwirtschaft. Man nannte das ebenfalls Ackerbau; in der Tat war es wesentlich die Anwendung der Kapitalwirtschaft auf die Erzeugung der Bodenfrüchte.“ So gab es jetzt eine neue Form von Latifundien: den Großbesitz mit kaufmännischem Großbetrieb, weil die alte bäuerliche Betriebsweise, ob im Kleinen oder im Großen, wirtschaftlich nicht mehr bestehen konnte. Das Wort latifundium aber hat im Laufe von drei Jahrhunderten einen ähnlichen Wechsel seiner Bedeutung durchgemacht, wie das Wort eques. Wie aus dem Rittersmann ein Großkaufmann wurde, so wurde aus dem patriarchalischen Latifundium ein plutokratisches, aus dem „herrschaftlich“ betriebenen Großbesitz des Landadelmanns der kaufmännisch geleitete Großbetrieb des Handelsherrn oder gar der Handelsgesellschaft. Die alten Worte eques und latifundium behielt man bei, obwohl ihr Sinn und Wert sich völlig geändert hatte. Latifundia Romam perdidere bedeutet also soviel als: Rom ist zu Grunde gegangen an dem kapitalistischen Betriebe der Landwirtschaft, verbunden mit dem Einströmen unverheirateter ausländischer Arbeiter, oder: nicht die Siege der Germanen, sondern die Entvölkerung des platten Landes von nationalen Arbeiterfamilien hat Rom vernichtet.

* * *

Betrachten wir nun die Dinge bei uns, so kann es scheinen, als ob wir ganz demselben trostlosen Ziel zusteuern, wie das alte Rom. Denn die rein kapitalistische Wirtschaftsweise und das Gewimmel von unverheirateten, landfremden Arbeitern finden wir in haarscharfer Ähnlichkeit bereits im heutigen Deutschland wieder. Sombart sagt: „Man muß die rationell betriebenen Gutswirtschaften dieser Provinzen (gemeint sind: Sachsen, Braunschweig, Schleswig-Holstein) aus eigener Anschauung kennen, um zu wissen, daß ihre Organisation wie ihre ganze Geschäftsführung in nichts von denen eines großen industriellen oder kommerziellen Unternehmens verschieden ist. Hier herrschen Erwerbprinzip und ökonomischer Rationalismus unbeschränkt, in den großen Anheims stehen die stattlichen Reihenhäuser, die Zahlungen werden durch Überweisungen auf das Girokonto bei der Reichsbank geleistet, und die Hauptarbeit wird von einem Heere freier (das heißt von Boden und Familie losgelöster) geldgelohnter Wanderarbeiter verrichtet.“ In den zehn Jahren, die verfloßen sind, seitdem diese Worte geschrieben wurden, ist die Entwicklung immer mehr von der früheren „herrschaftlichen“ oder „bäuerlichen“ Betriebsweise zur rein geldwirtschaftlichen oder kaufmännischen fortgeschritten. Wir können dagegen nichts machen; denn die letztere Betriebsweise ist rein wirtschaftlich die überlegene.

Die verhängnisvolle Ähnlichkeit der Verhältnisse scheint sich aber auch auf dasjenige Heilmittel zu erstrecken, das heute vor allem zur Bekämpfung von

Landflucht und Ausländerzufluß empfohlen wird, auf die innere Kolonisation. Der pessimistische Historiker sagt uns, daß man es im alten Italien ja auch bereits mit innerer Kolonisation versucht hat; daß es sich auch damals darum handelte, den bodenständigen Landarbeiterstand zu erhalten und den kleinen ländlichen Mittelstand zu vermehren; daß auch damals diese Bewegung teils den Bauernauskäufen, teils dem Großstadtleben und der eigenartigen antiken Industrialisierung entsprang; ja, daß selbst die normale Größe der Landlose bei den alten Römern (30 Jugera = $7\frac{1}{2}$ Hektar) dieselbe war, als bei uns (5 bis 15 Hektar). Er sagt uns weiter, daß sich damals Männer der höchsten Aristokratie und von hoher Genialität, die Gracchen, an die Spitze der Bewegung stellten und daß sie die in der Aufschwungsperiode in Rom zusammengelaufenen Menschenmassen, die das erhoffte Glück nicht gefunden hatten und nun herumlungerten, wenigstens zum Teil wieder aufs Land zurückgeführt haben; daß dann unter Sulla, Cäsar und Augustus ganze Legionen (insbesondere die Sieger von Philipp) meist nicht-italischer Soldaten in Italien Landstüke erhielten. Und daß alle diese Maßregeln ebensowenig der Entvölkerung Einhalt geboten haben, wie die materiellen und Ehrenvorrechte der kinderreichen Frauen, die Augustus einführte. Welch trostloser Ausblick!

* * *

Aber doch sind die Verhältnisse des Altertums zu unserem Glück grundverschieden von denen der Gegenwart. Ein einfacher Vergleich beweist dies: Es wird heute niemandem einfallen, wie es in Italien geschah, alle Besitzungen eines blühenden Großdorfes aufzukaufen und an seiner Stelle einen Großbetrieb zu eröffnen; er fände nie und nimmer dabei seine Rechnung, denn der Boden ist bei uns noch nicht entwertet, der Bauer sitzt noch fest, und im Gegenteil geht die Richtung der Zeit auf immer intensivere Ausgestaltung im Kleinen, und es finden öffentliche und selbst rein private Landgesellschaften ihren Vorteil darin, Güter zu parzellieren. Auch innerhalb der größeren Güter besteht bei uns offenbar nicht die Tendenz zur Zusammenballung, sondern, von lokalen Erscheinungen abgesehen, eher zum Auseinandergehen; sind doch seit 1871 in meinem früheren landrätlichen Kreise durch Selbständigwerden von Gutsvorwerken nicht weniger als vierundzwanzig neue Gutsbezirke entstanden, was sich einfach durch Wertvermehrung beim Parzellieren erklärt. Das Vorhandensein aber dieser Wertvermehrung ist das Entscheidende für die Tendenz unserer Entwicklung, die also gerade das Gegenteil von derjenigen ist, die Plinius als für Rom verderblich erklärt hat. Man darf sich nicht dadurch täuschen lassen, daß auch bei uns ein namhafter Aufkauf von Bauerngütern in den letzten hundert Jahren stattgefunden hat: es ist die Landeskulturgesetzgebung von 1807 bis 1816, mit deren letzten Ausläufern wir es hierbei lediglich zu tun haben, keine eigentlich volkswirtschaftliche Tendenz. Bis zu dieser Gesetzgebung lag Ritterguts- und Bauerland im Gemenge derselben Feldmark, die Bauern waren gleichzeitig der

Grenzboten IV 1912

Hauptstamm der Gutsarbeiterschaft. Großzügig wäre es nun gewesen, ein und dieselbe Feldmark in ihrem ganzen Umfange immer entweder dem Gutsbetriebe oder dem bäuerlichen Betriebe zu widmen. Das tat man aber nicht, konnte man auch vielleicht nicht tun, sondern man teilte jede Feldmark zwischen Herrschaft und Bauerschaft und erhielt eine große Zahl lebensunfähiger, kleiner (adliger) Dörfer, deren Gebäude dieselbe Ortslage mit den Gutsgebäuden hatten und von deren Land sich eigentlich schon vorher sagen ließ, daß der Gutsherr es zur Abrundung seiner Wirtschaft fast unbedingt brauchte. So haben denn die Gutsherren in sehr vielen Fällen diese kleinen Bauern ausgekauft, und ich wage zu behaupten, daß das nicht anders ging und daß das Verschwinden dieser Zwerggemeinden auch kaum als ein dauernder, irreparabler Schade angesehen werden kann. Auch erscheint es keineswegs ausgemacht, ob man heute mit Recht die Deklaration von 1816 verurteilt, welche die Regulierungsfähigkeit der kleinen, nicht gespann-haltenden Bauerwirtschaften ausschloß. Wahrscheinlich hätten sich diese isolierten Kleinbetriebe durch das vorige Jahrhundert hindurch noch weniger gut gehalten, als die gespann-fähigen. Da aber immerhin eine Menge Bauergüter bei diesem unglückseligen Übergang von der Feudal- zur Geldwirtschaft verloren gegangen ist, so ist es heute unbedingt notwendig, sie zu ersetzen, und zwar durch Parzellierung ganzer Rittergüter. Wenn ein halbes bis ganzes Duzend davon in den mit zu viel Rittergutsbesitz versehenen Kreisen in Bauerland aufgeteilt sein wird, so werden wir leistungsfähige Gemeinden und eine mindestens ebenso gute Besitzverteilung haben, als vor 1800. Die Kleinwirtschaften sind aber zum Glück bei uns nach wie vor durchaus rentabel. Nur die lokale Abrundung hat die Gutsherren veranlaßt und fast gezwungen, die ihnen besonders günstig gelegenen zu erwerben, und diese Ankaufsbewegung kann heute als im wesentlichen abgeschlossen angesehen werden.

Allerdings ist es Zeit, daß bei uns für innere Kolonisation mit allem Nachdruck gesorgt wird. Sonst verpassen wir den richtigen Moment ebenso, wie es die alten Römer und anscheinend auch die heutigen Engländer getan haben. In Rom war die Getreidewirtschaft bereits im Verschwinden (seit 140 v. Chr.), als die Gracchen mit ihren Plänen hervortraten (133 und 123). Als bedenkliches Symptom kam hinzu, daß die gracchische Bewegung, die viel von der heutigen sozialdemokratischen an sich hatte, von vornherein eine gewalttätige war und sich gegen das Eigentum und den Reichtum richtete. Das mußte den erbitterten Widerstand aller Besitzenden herausfordern. Aber überhaupt, so großartig die Erfolge der Römer auf dem Gebiet der äußeren Kolonisation gewesen sind, so wenig scheint das antike Staatswesen dem Problem einer inneren Kolonisation gewachsen gewesen zu sein, dem wir heute im Begriff sind, langsam und nach einer Reihe von Erfahrungen, die wir machen mußten, mit ganz anderen Mitteln zu Leibe zu gehen. Mit der bloßen Aufteilung des kahlen Grund und Bodens ist es eben nicht geschehen; der Leiter einer Aufteilung entwirft heute einen Ansiedlungsplan, an Hand dessen die Parzellen erst wirt-

chaftlich ausgebaut werden müssen; und so bedecken sich dann die Flächen eines vorherigen Großbesitzes wie mit Perlen, mit einer großen Zahl Anwesen von Wohnhäusern und Wirtschaftsgebäuden, mit Wege- und Wasseranlagen, Zäunen usw. Auch für die gemeindlichen Bedürfnisse an Schule (Kirche), Gemeinde- und Armenhaus, Dorsteich, Dorfanger, Sandgrube wird vorsorglich gedacht. Die Ansiedler sucht man sorgsam aus; es hat sich herausgestellt, daß der Hauptstädter für den landwirtschaftlichen Beruf fast stets verloren ist, daß er zwar von Landbesitz und bequemem In- den- Mund- Wachsen von Lebensmitteln träumt, daß er aber versagt, wenn es sich nun ernstlich darum handelt, mit Pflug und Düng umzugehen und in erster Morgenfrühe beim Melken mit dem unsauberen Ruckschwanz Schläge ins Gesicht zu erhalten. Zur Beschaffung des haultichen, des lebenden und toten Inventars (Wirtschaftsgerät) verlangt man heute vom Ansiedler entweder eigenes Kapital (5000 Mark) oder man gibt dazu den sogenannten Zwischenkredit. Ohne diese langwierige Kleinarbeit ist nichts Dauerndes zu schaffen. Nun kennen wir zwar die Wirkungen der gracchischen Gesetze nicht. Was Mommsen davon rühmt, wird von anderen Historikern bestritten und auf das Mißverständnis einer Zahl bei Livius zurückgeführt. Von all den genannten Schwierigkeiten wird uns aber kaum etwas berichtet; und dies Schweigen gerade ist höchst bedenklich. Nur hören wir, daß den ärmsten Ansiedlern Geld zur Inventarbeschaffung gegeben wurde, und zwar aus den Schätzen, die der gerade im Jahre 133 verstorbene König Attalus von Pergamus dem römischen Staat testamentarisch vermacht hatte; wir hören ferner bezeichnenderweise, daß selbstständige neue Gemeinden nicht gegründet wurden, und endlich scheint es, daß die alten Besitzer Entschädigungen nur für ihre Gebäude erhielten, und daß man ihnen im übrigen ihr Land beziehungsweise einen Teil desselben einfach wegnahm, und zwar mit der Begründung, es gehöre zu dem seit dreihundert Jahren verschollenen *ager publicus*. Man hat es sich danach mit der ganzen Kolonisation recht leicht gemacht; wenigstens würde man es heute kaum Kolonisation zu nennen wagen, wenn man Großstädter massenhaft in bestehende Dorfslagen führt, sie in den bestehenden Häusern unterbringt und es ihnen überläßt, sich vielleicht neue Häuser zu bauen. So scheint denn die gracchische Ansiedlung lediglich wie ein plötzlicher Strom von Menschen über die Gemeinden Italiens hingebraust zu sein, aber keine dauernden Spuren hinterlassen zu haben. Bei den späteren Veteranen-Ansiedlungen war dies noch weniger der Fall. Den Siegern von Philippi wurden einfach achtzehn blühende italische Landstädte zugewiesen, die sie, wie im Kriege, erst mit stürmender Hand nehmen und die bisherigen Einwohner vertreiben mußten. Das war keine Kolonisation, sondern Raub, und zwar nicht zu volkswirtschaftlichen, sondern zu militär-politischen Zwecken. Die groß-wirtschaftliche Tendenz selbst hätte man bekämpfen sollen. Aber gegen sie war der antike Staat mit seinem staatlich organisierten Freihandel ohnmächtig. Statt ihrer bekämpfte man die friedlich angefessenen Besitzer. Was nützte eine Hinausführung der Massen aufs Land, wenn man die entwerteten Betriebe und

Anwesen nicht mehr wieder erwecken konnte, wenn die bäuerliche Wirtschaft ohne Betriebsmöglichkeit war, da ihr der Zollschutz fehlte, und wenn deshalb das Land unaufhaltsam im Begriff stand, sich in ein Hirten- und Gartenland zu verwandeln! Zwingende wirtschaftliche Tendenzen sind meist stärker als gewaltsame staatliche Anordnungen.

* * *

Es wird dem verehrten Leser klar geworden sein, daß wir heute mit viel günstigeren Verhältnissen zu rechnen haben. Nur müssen sie auch wirklich und rechtzeitig ausgenutzt werden. Der verdiente Verfechter der inneren Kolonisation, Professor Sering, hat im Februar dieses Jahres in einem vortrefflichen Vortrage im Landesökonomikollegium beklagt, daß die bisher nur in Posen und Westpreußen eingeleitete großzügige Kolonisation ins Stocken geraten und daß in den anderen östlichen Provinzen alljährlich nicht mehr als neunhundert bis tausend Bauernstellen mit rund 10 000 Hektar Fläche gegründet würden. Sering hat auf England hingewiesen, wo es, trotz Zwangsenteignung und Zwangspacht, die ein Gesetz von 1907 eingeführt habe, nicht mehr gelingen wolle, den durch eine allzu frühe kapitalistische Entwicklung vernichteten Bauernstand wieder aufzurichten. „Noch ist es bei uns Zeit,“ sagte er, „eine kräftige Ansiedlungspolitik zu betätigen. In zehn bis zwanzig Jahren wird es zu spät sein, weil wie in England, so auch bei uns, der Reichtum aufs Land zieht und Luxuspreise anlegt, während das beste Kolonistenmaterial verloren geht und unser Volk allmählich an robuster Kraft einbüßt.“

Neben der inneren Kolonisation tut es allerdings auch not, den Druck zu mildern, den der ausländische Saisonarbeiter auf den deutschen Arbeiter ausübt. Freilich kann dies nur soweit geschehen, als die deutsche Gütererzeugung dem Auslande gegenüber konkurrenzfähig bleibt; denn sonst würde infolge der ewigen Wechselwirkung, die in allen volkswirtschaftlichen Dingen stattfindet, mit der Konkurrenzfähigkeit der deutschen Betriebe gleichzeitig abgefägt werden die Existenz des deutschen Arbeiters, der ja eben geschützt und erhalten werden soll. Andererseits wird alle innere Kolonisation nichts mehr helfen und es wird der bis vor kurzem so gepriesene Bevölkerungsüberschuß endgültig dahin sein, wenn einmal der Bauer bei uns ernstlich lose wird. Haben wir es auch bis jetzt zum Glück nur mit dem Wegzug der jüngeren Kinder der angefessenen Familien zu tun, so fehlen doch schon heute alle die Familien auf dem Lande, deren Arbeitskraft der slawische Saisonarbeiter ersetzt. Namentlich aber: es fehlt auch ihr Nachwuchs.

Geschieht etwas Energisches gegen diese Richtung der Entwicklung, so geht unsere landwirtschaftliche wie unsere industrielle Produktion wahrscheinlich schweren Zeiten entgegen; denn, befreit von der ausländischen Konkurrenz, wird der deutsche Arbeiter, wie der englische es schon tut, seine Lebensansprüche weiter erheblich steigern. Diese Steigerung wird Opfer fordern, für die die produ-

zierenden Kreise allein kaum werden aufkommen können. Es wird das Volksganze bis zu einem gewissen Grade mit herangezogen werden müssen. Indes, das Höchste steht auf dem Spiele, was ein Volk hat: die Erhaltung des eigenen Volkstums!

Das größte Problem der Zukunft dürfte es sonach sein, die wirtschaftlichen und die völkischen Interessen, die bei uns eben anfangen, in einen unheilvollen Gegensatz zu geraten, auszugleichen und abzuwägen. Die antiken Stadtstaaten (Athen, Karthago, Rom) sind alle daran zugrunde gegangen, daß sie in einseitigster Weise nur die kapitalistisch-wirtschaftlichen Interessen förderten. Der alte merkantile Stadtstaat stand auf vollkommen primitivem, manchesterlichem Boden; er war Träger der Staatshoheit und Schirmer der Ordnung: damit waren die antiken Staatsaufgaben im wesentlichen erfüllt; es kam nur noch das hinzu, was man praktisch brauchte, um das engherzige und kurzichtige, aber souveräne Stadtvolk zufrieden zu stellen, nämlich, für uns fast unbegreiflicherweise, die ursprünglich auf religiösem Boden erwachsenen Spiele und in Rom, seit Gajus Grachus, die Versorgung der Hauptstadt mit Brotforn („panem et circenses“). Keine Volksschule, keine soziale Versicherung sorgte für Wohl und Bildung des kleinen Mannes; jeder mußte selbst sehen, wie er sich durchs Leben half und sich gegen körperliches Mißgeschick und die Schwäche des Alters schützte. Eigentlich ausgebildete Verwaltungszweige waren in Rom nur die Ordnung schaffenden: das Kriegswesen und die Rechtspflege. Jede weitfichtige Wohlfahrts- und Volkspflege fehlte. So bildete sich ein klaffender Gegensatz zwischen Reich und Arm. Der gewaltige Römerstaat ist während seiner Blütezeit im Grunde von nur etwa dreitausend Familien (senatorischen und ritterlichen Standes) getragen worden. Nur diese wurden in Wahrheit der griechisch-römischen Kultur teilhaftig. Alles übrige war Plebs, die man fütterte und verhätschelte, da sie die Beamten wählte, für deren wahres Wohl man aber nichts tat, und die daher in Unwissenheit und Aberglauben dahinglebte. (Domaszewski, Geschichte der römischen Kaiser). Der Aufstieg des Mannes aus dem Volke in höhere Kreise war fast unmöglich, da der Mittelstand immer mehr verschwand und durch freigelassene Sklaven als Gastwirte, Gutsinspektoren, Künstler, Professoren, Ärzte ersetzt wurde. So fehlte es an jedem nationalen Nachschub von unten. Und als die Proskriptionen Sullas und der Triumvirate mit einem großen Teil des römischen Adels aufgeräumt hatten und in dessen eigenen Reihen Ehe- und Kinderlosigkeit einriß, da war man am Anfang vom Ende. Der Untergang des julisch-claudischen Kaisergeschlechts mit Nero (68 n. Chr.) bezeichnet auch den Untergang des eigentlichen Römertums, und kaum mehr einen Italiker finden wir seitdem an der Regierung. Alle die bedeutenden Kaiser des folgenden Jahrhunderts waren Provinzialen, d. h. sie entstammten römischen Kolonialgeschlechtern.

Eine grundlegende Verschiedenheit des antiken und des modernen Staatslebens ist es also vor allem, daß die Massen des Volkes im Altertum völlig

zurückblieben, daß heute aber — wenn die Demokraten es auch noch so sehr bestreiten — für ihr Vorwärtskommen außerordentlich viel geschieht. Dazu kommt noch als überaus einschneidend der Faktor, daß der Mensch der neuesten Zeit es gelernt hat, sich die Kräfte der Natur dienstbar zu machen. Der großartig entwickelte neuzeitige Verkehr, die maschinellen Errungenschaften, die Ausnutzung der elektrischen Kraft, eröffnen ganz andere Möglichkeiten der Entwicklung, als frühere Perioden der Menschheit es ahnen ließen. Es erscheint uns heute so natürlich, daß die Verpflegung der Viermillionenstadt Großberlin so glatt geht und daß niemals Hungersnöte auftreten. Wir wissen kaum mehr, daß dies lediglich eine Folge der Erfindung der Dampfkraft und der neuzeitlichen Weltverschiffungen an Getreide ist; wir erinnern uns kaum mehr, daß im alten Rom wie in London bis etwa 1850 fortwährend Hungersnöte wiederkehrten, da der extensiv-wirtschaftende und vom ausgleichenden Weltmarkt isolierte Staat — alle europäischen Staaten bis 1850 waren solche, heute noch die Wolga-Gouvernements — an überaus großen Schwankungen zwischen Überproduktion und Hungersnot litt; wir müssen uns vergegenwärtigen, daß diesen Schwankungen gegenüber sich ein fester, wenn auch nur mäßiger Schutzzoll nicht halten ließ, weil er von dem ersten ernstesten Ansturm des darbedenden Volkes hinweggefegt worden wäre. Dieser Schutzzoll aber wieder hat es erst vermocht, daß im Gegensatz zum Altertum bei uns die Entwertung des ländlichen Grund und Bodens und der Untergang unserer Landwirtschaft bis heute verhindert worden ist.

Nicht also bloß die oberen gesellschaftlichen Schichten, wie in Rom, haben bei uns den Aufstieg der letzten vierzig Jahre genossen, sondern infolge des immer mehr verbesserten Schulwesens und der rasch steigenden Löhne und Lebenshaltung der unteren Klassen wird das Volksganze, wenn nicht gleichzeitig, so doch in schneller Aufeinanderfolge einer Kulturhöhe entgegengebracht, die in dieser Allgemeinheit bisher in der Welt unbekannt war. Und infolge des sich immer mehr ausdehnenden Bahnnetzes wird ferner das ganze deutsche Gebiet, fast bis in die äußersten Winkel hinein, kulturell und wirtschaftlich entwickelt und näher herangebracht an die Mittelpunkte des gewaltig pulsierenden öffentlichen Lebens.

Ist uns so vieles gelungen, was dem Altertum versagt blieb, warum sollte es uns da nicht auch beschieden sein, die wirtschaftlichen und völkischen Interessen miteinander auszusöhnen?

Das Ergebnis unserer Betrachtungen ist danach folgendes: Grundsätzlich ist nicht die Größe, sondern die Art des Betriebes für das völkische Interesse entscheidend. Im Gegensatz zum alten Italien geht die Richtung der Entwicklung schon an sich bei uns nicht auf Latifundienbildung, sondern eher auf Aufteilung. Daß die letztere bei uns wirtschaftlich, das heißt gewinnbringend ist, hat seinen Grund in den neuzeitigen Einrichtungen, hauptsächlich im Getreidezoll, der den Bodenwert hochhält, und im Bahnverkehr, der die

intensive Betriebsweise ermöglicht und fördert. Ohne diese beiden Errungenschaften wäre Deutschland wahrscheinlich schon im vollsten Übergange zur Vieh-Großwirtschaft mit einer Mindestleistung von Arbeit und einer Mindestmenge von Landbevölkerung. Der landwirtschaftliche Großbetrieb ist an sich politisch, sozial und wirtschaftlich genau so berechtigt wie der gewerbliche; auch vom völkischen Standpunkt ist er keineswegs zu verwerfen, vorausgesetzt, daß er seinen Stamm von nationalen Arbeitern festhält, wie dies besonders auf fideikommissarisch oder traditionell besetzten Gütern der Fall ist. Gefährlich ist nur seine kapitalistische Ausgestaltung unter Verwendung ausländischer Saisonarbeiter und übermäßiger Maschinenkraft. Diese Gefahren liegen bei dem Kleinbetriebe nicht in demselben Maße vor, und seine Vermehrung ist daher eine nationale Pflicht und Forderung, um so mehr, als der Kleinbesitz in seinem Bestande durch die wenig glückliche Agrargesetzgebung von 1807/1816 gelitten hat.



Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Sechste Fortsetzung)

Karl nimmt sich ein Schemelstühlchen, stellt es dicht neben die Tante, setzt sich darauf, lehnt den Kopf wider Settchens Wein und sagt:

„So hoch ich gut, Tante Settchen, als wenn du meine Mutter wärst. Jezert kannst du mir sagen, was du noch zu sagen hast!“

Die Alte zieht die nasse Hand aus dem Wasser, trocknet sie an der Schürze ab, streichelt über Karls Haar und spricht dann zu ihm, indem sie ihre Arbeit wieder aufnimmt:

„Siehst du, lieber Bub, du bist ja noch jung und kannst dich wieder heraufschaffen; du darfst den Mut net verlieren. Es wird uns ja jezert alles versteigt, und nix bleibt übrig; auch mein Vermögen schlüpft mit drein. Aber da liegt mir nix dran. Ich bins Schaffen ja gewöhnt, und ich will ja gern schaffen für dich und das Mäde. Wenn ich mal net mehr da bin, sollt ihr zwei an mich denken können wie an euer zweit Mutter!“

„Aber, Tante Settchen!“ unterbricht Karl die Sprechende, „tu doch net, als ob du morgen schon sterben müßt!“

Tante Settchen schüttelt den Kopf und fährt weiter:

„Rein, Karl, da soll unser Herrgott mich vorläufig davor bewahren, denn ich bin noch nötig für euch zwei! Am meisten für das Mäde. Und dabei müßt du